



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fischer, Marthe Renate: In Lauscha

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Was hat uns nun diese Betrachtung gelehrt? Erstens, daß das Wort Menschlichkeit nicht, wie es den Anschein hat, aus drei, sondern aus fünf Elementen besteht. Zweitens, daß sich von diesen Elementen zwei deutlich als ursprüngliche Dingwörter erkennen und auf ihren einstigen Begriffswert bestimmen lassen. Freilich reicht unser Sehvermögen nicht viel weiter als über einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden. Was man vorher unter diesen Lautgruppen verstand, oder wie die embryonalen Bildungen beschaffen waren, aus denen sie erwachsen sind, bleibt problematisch oder in völliges Dunkel gehüllt. Die Hauptsache aber ist die: wir haben uns ein wenig umgesehen in der Werkstatt der Sprachschöpfung, wobei es an weiten und lehrreichen Ausblicken nach verschiedenen Richtungen nicht gefehlt hat.

Weimar

f. Kunze



In Lauscha

Don Marthe Renate Fischer



om Standplatz der alten, mit großen Gerechtfamen beliehen gewesenen Dorfglashütte gerechnet, die im Frühjahr 1906 abgerissen worden ist, strahlt Lauscha halbsterneförmig in drei Straßen aus, die ebenso vielen Tälern entsprechen. Die Berge stehn hier dicht, die Täler sind eng, nur eben Raum für eine Straßenflucht bietet die Talsohle. Aber mit der Straßenflucht ist dem Ansiedlungstrieb nicht Genüge getan, eine zweite, wohl auch eine dritte Flucht erheben sich terrassenförmig darüber. Wie die grasenden Ziegen stehn die schwarzen Schieferhäuser am Berge.

Es gibt kaum einen erhöhten Platz, von dem aus man den ganzen Ort übersehen kann, die eine oder die andre Straße ist immer dem Blick entzogen. Was man aber erschaut, ist von hohem malerischem Reiz. Die Häuser mannigfaltig in der Form mit Frontispiz und Türmen oder auch ganz schlicht im Bau der mehrfachen Stockwerke, klein und bescheiden, zweistöckig und stattlich, stehn schwarzgrau und glänzend da im Schieferkleid, das bei vielen das ganze Haus, bei andern nur die obern Stockwerke umfaßt. Die meisten sind mit Mustern und Absätzen von hellerm Schiefer verziert, mit hellen Schieferborten zwischen den einzelnen Etagen und zwischen den Fenstern. Die schwarzen Häuser stehn gegen grüne Berge. Schwarzgrün ist die Farbe der krönenden Fichten, lichtgrün die weite Fläche der Bergwiesen.

Getreidefelder sieht man um Lauscha nur in ganz verschwindendem Maße, wie ein Kuriosum etwa. Der Sommer ist kurz und beginnt spät, und der Boden ist für Getreidebau ungeeignet. Auch Obstbäume sieht man nicht, statt ihrer die Eberesche mit ihren rotglühenden Früchten. Weiterhin tut sie sich in großer Pracht zu langen Zeilen längs des Weges zusammen, da wo sich die Landstraße dem Rennsteig nähert. Außer dem Getreidebau und dem Obstbau war noch eine andre Gabe der gütigen Natur bisher den Lauschaern vorenthalten — der Sperling. Nach verschiedenen mißlungnen Versuchen, ihn einzubürgern, scheint jetzt Aussicht vorhanden zu sein, daß sich der Graurock festhaft macht. Wer sich einmal seines Mittagsschlafens hat erfreuen wollen, während die grauröckige Bande im Kastanien-

baum vor dem Fenster Unterhaltung pflog, wer einmal ihre eindringliche Art genossen hat, einander auszuschimpfen und sich mit ihren Stimmmitteln zu überbieten, wird schwerlich das Verlangen der Lauschaer nach ihrer Ansiedlung begreifen können.

Mustergiltig sind die Wege um Lauscha. Die Zeiten, wo die Flußbetten zugleich Fahrstraßen waren, sind vorüber. Vergangen sind die Tage, wo bei schweren Bergabfahrten die Schlaufreiser an die Wagenräder gebunden und die Klapperstecken zwischen die Speichen gesteckt wurden. Vorüber ist auch die Unsicherheit der Wege, auf denen in alten Tagen räuberische Herren und räuberisches Gesindel auf Beute fahndeten, oder wo Meister Pex mit unliebsamer Bekanntschaft drohte. Der letzte Bär ist auf dem Thüringer Walde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erlegt worden. Jetzt werden einem bei den Leuten „auf der Lauscha“ höchstens noch Bären aufgebunden. Sie neigen dazu. Es ist ein Volk mit künstlerischen Impulsen und lachenden Gedanken.

Die Gasflamme zehrt. Nach heißen Arbeitsstunden packt den Glasmacher das Blaumachefieber, das zum kühlen Trunk hinzieht oder in den Wald lockt.

Schlimm, schlimm ist's um die Frühlingszeit, wenn der Schnee gewichen ist, der in hohen Schanzen den Ort monatelang eingeschlossen hatte, wenn die Bergwiesen grünen und voller Blumen stehn, und der Wald seine frischen Triebe aufsetzt, die Fichte ihre fastgrünen Keisferchen, die Kiefer ihre roten Freudenlichter. Hunderttausend Arme strecken sich alsdann aus und packen den Mann an der Stichflamme. Die Vögel singen! singen! singen! die Sonne scheint, und es ist nicht Weihnachtszeit, wo die Bestellungen drängen.

Die Lauschaer sind ein schöner Menschenschlag, die Züge des Gesichts intelligent, das Gebaren lebensfroh und herrenhaft. Die Mädchen sind sanft, ein wenig verhalten, ein wenig schmachkend. Man achte nur darauf, wenn das kleine Volk aus der Schule kommt. Viel Schönheit wird man da erschauen. Viel feine, schmale Gesichter der kleinen Mädchen. Viel Blondes mit leuchtenden grauen und blauen Augen. Aber auch feines Schwarzes und Schwarzäugiges mit feuchtschimmerndem Blick der Rehagen.

Die Lauschaer haben ihren Sonntagstheaterzug, der während der Wintermonate den Theaterbesuch in Koburg ermöglicht, sie gehn zu Pichte und zu Roden. Zu Pichte bedeutet einen kleinen Abendbesuch, zu Roden will einen nachmittäglichen Schwaz bezeichnen. Sie tanzen und spielen Komödie und machen auf Rechnung ihres Geselligkeits- und Bewegungstriebes ausgiebigen Gebrauch von der Klub- und Vereinsbildung. Ich will nur des Zimmerstutzenklubs erwähnen, dessen Mitglieder dem Stutzenchießen im gedeckten Raum obliegen. Es giebt Kriegervereine, Turnvereine, Gesangvereine usw., unter diesen den weit über Lauschas Grenzen hinaus bekannten und geschätzten Kirchenchor und den Verein der Ratten. Die Ratten sagen „Rör!“ bei der Begrüßung und „Schieb!“ beim Abschied. Bei Abstimnungen erheben sie nicht wie gebräuchlich die rechte Hand, sondern das linke Bein. Sie halten ihre Sitzungen und Übungen im Schützenhaus, wo auch ihr Vereinsbild hängt, die Ratte im Kellerloch. Während die aktiven Ratten der Pflege des Gesanges obliegen, sitzen die passiven Ratten im Nebenzimmer. Mir war es vergönnt, dem Gesang der Ratten zu lauschen, ich saß als Gast im Zimmer bei den aktiven.

Die Lauschaer sind früher gefährliche Vogelsteller gewesen und sind es, trotzdem daß die Polizei die Augen aufmacht, bis zu einem gewissen Grade auch heute noch. Der Gesangkünstler und Kunstverständige in ihnen lauscht mit Entzücken den feinen Läufers, Schleifers, Flötentönen der kleinen Walbsänger und entzückt

sein Herz immer aufs neue an den wundervollen, glasreinen Passagen, an den dunkeln, schmachtenden Liedmelodien und Liebeslauten. Zwei, drei, vier, fünf der Sänger muß der Mann aus Lauscha haben, wenn es sein kann, zu seiner Erbauung, seiner Aufheiterung und seinem Zeitvertreib. Er sperrt sie in sehr kleine Vogelbauer und hängt sie außen ans Haus, ein Verfahren der Freiheitsberaubung, das einer großen Grausamkeit gleichkommt, für das man aber in der Musikliebe des Lauschaers einen Milderungsgrund finden kann. Denn der Lauschaer ist musikalisch bis — sagen wir einmal: bis auf die Knochen.

Ich hörte bei den „Ratten“ den Alpenjäger aus Schillers Tell, komponiert von Pfüsch,

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg,

und mir lief es leise über die Haut. Wie der Glasfluß, aus dem sie ihre Kunstgebilde an der Gasflamme ziehen, keine Treppen und Absätze kennt, sondern sich im ebenen kristallinen Fluß entwickelt, so kannte ihr Gesang kein hörbares Einsetzen und Absetzen. Die Stimmen schmolzen sich gleichsam durchsichtig ein.

Der Genuß derselben Beobachtung wurde mir bei dem ganz zarten Material der Knabenstimmen gelegentlich des Kirchengesangs am Sedanfest zuteil.

Lauscha hat unter Kriegsplagen nur um 1814/15 durch die Einquartierung der befreundeten Russen, die ihre Knuten nicht feiern ließen, zu leiden gehabt. Der Dreißigjährige Krieg ist an dem jungen Orte vorbeigezogen, ebenso der Bruderkrieg von 1866. Zur Erinnerung an den Deutsch-französischen Krieg von 1870/71 feiern die Lauschaer alljährlich den Sedanfest. Da trommelt, pfeift und „musiziert“ es vom frühen Morgen an. Die Schule, in Klassen geteilt, hält ihren Umzug. Heil dir im Siegerkranz! Ich sah die goldigen Dreikäsehochs, die im ersten Jahr den Schulranzen trugen. Sie schriean Hurra wie die kleinen Hähne bei den Kräbversuchen. Blechern und wacklig stiegen die Stimmchen auf. Was ihnen an Kraft und Fülle des Tons noch abging, ersetzten sie durch Beharrlichkeit. Sie trugen farbige, steife, spitze Papierhelme auf den Köpfen, wie die umgestülpten Tüten beinahe, und einen Ledergurt mit Holzschwert, das sie zuletzt als Spazierstock benutzten. Mit weinroten Helmen zogen sie dahin. Andre Klassen folgten mit hellblauen und dunkelblauen. Die Knaben der ersten Klasse trugen männlich ihre Hüte. Und dann kamen die Mädchen, festlich gekleidet, mit Kränzen in den Haaren: der Aufzug der Staatengruppen unter Vorantritt der Germania, die den Siegerkranz in der Hand trug, die sechsundzwanzig deutschen Staaten in ihren Nationaltrachten, nicht ganz echt, aber voller froher Farbe, und die darstellenden Schülerinnen voller Anmut und Freude. Sie zogen auf die Eller über dem Dorf. Und hier auf der Berg- und Waldwiese entwickelte sich das Kinderfest mit Deklamation und Festspiel.

Am andern Tage zogen wir Erwachsenen hinauf. Mit klingendem Spiel die beiden Kriegervereine. Die Fahnen flatterten! Die Glocken läuteten!

Wieder Trompetenklänge: der kleine Ernstaler Kriegerverein.

Es ging den steilen, steinrauen Weg hinauf. Im Walde war ein rot bekleideter Altar errichtet. Pfarrer und Vikar im Ornat erwarteten die Gemeinde. Der Vikar verlas die Liturgie, der Knabenchor fiel ein, ein wunderbar zarter und doch voller Gesang, der gewaltig das Herz bedrängte. Auch hier schon das hauchzarte Einsetzen der Stimmen ohne Naht und scheinbar ohne Mühe. Und dann die Feldpredigt voll Natürlichkeit und Wärme! Von der schweren Franzosenzeit, den Jahren der Demütigung zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, ausgehend, stieg sie weiter durch Jahre der Zerrissenheit und des Unfriedens bis zu der großen, allgemeinen, brüderlichen Erhebung von 1870, wo rinnendes Blut zum Binde-

mittel wurde. Die Kriegervereine hatten einen Kreis um die Altargruppe geschlossen. Dahinter stand die Gemeinde. Viele lagerten auf dem ansteigenden Waldboden. Weiches, stilles Herbstwetter voller Sonne, Wald- und Grasduft!

Auf demselben Platze folgte am Nachmittag Konzert und Kostwurstessen. Am Abend war Ball in den beiden großen Gasthöfen von Böhm und Zum wilden Mann. —

Die Lauschaer Kirche ist um 1730 bis 1732 gebaut worden, ein kleines Gotteshaus auf Bergeshöhe. Leider ist eine Erweiterung oder ein Neubau trotz des verhältnismäßig riesenhaften Anwachsens des Ortes noch nicht nötig geworden.

Der 1597 gegründete Ort bekam 1768 seine erste Schule. Nach mehrfachen Umbauten und Neubauten ist im April 1897 in der Bahnhofstraße die jetzige neue Schule eingeweiht worden, ein imposantes, zweiflügeliges rotes Gebäude mit Zentralheizung, Badräumen, vierzehn Lehrsälen, Zeichensaal, Physik- und Bibliothekzimmer. An den Wänden der Klassensäle sieht man farbige Steindrucke, sodann Reproduktionen nach Michelangelo, Raffael usw., Köpfe nach Dürer, Illustrationen von Richter, biblische Bilder von Overbeck usw. An der Wandhöhe wunderschöne Friese. Mir hat der Hahnenfries viel Spaß gemacht, zwei wild aufeinander losstürzende Hähne, mit groteskem Humor hingestellt. Entzückend liebenswürdige Viecher, denen man beim ersten Hinschauen drei Beine zutraut. Sehr interessant ist das Gebirgsrelief, das den Gebirgstock um Lauscha zeigt, mit Dörfern, Siedlungen, Wegen, Seen. Die Länge des Reliefs beträgt zwei Meter, die Breite anderthalb, das Gewicht fünf Zentner. Das Material ist Pappe. Der Verfertiger heißt D. W. Inhof und wohnt in Niederrimmern bei Weimar. In einem der Säle hat auch der das Museum enthaltende Glashrank Aufstellung gefunden mit den Zeichen früherer Lebensbetätigung, die vom Lehrer Apel gesammelt worden sind. Alte Nadelbüchsen aus Milchglas, Trinkgefäße für Vögelversand, Musterkarten, die die Entwicklung der Perlenindustrie veranschaulichen, das große Bild von der Mordtat im benachbarten Bernhardtstal, wo ein Tagelöhner im Jahre 1844 seine Frau und seine vier Kinder durch Axtstöße tötete, eine Tischdecke von Glasgespinnst, Pfeifenköpfe mit gemalten feinen Männer- und Frauenbildern, ganz delikate ausgeführt, liebe altfränkische Gestalten der Wirklichkeit, gute Köpfe des berühmten Eis darunter. Und dann Schachteln! Holzschachteln mit Wismutmalerei, dick herumlaufenden Rosengirlanden. Auf dem Deckel ein Bild auf Papiergrund. Und um das Bild herum in deutlichen Lettern ein Sprüchlein böser Art. Die Schachtelmacher waren unartig, und die Jungfern jener Zeit mochten zuletzt keine Schachteln mehr kaufen, weil die Verklein allzu frech und kräftig waren.

Von der Lauschaer Schule will ich nicht Abschied nehmen, ohne noch der Fortbildungsschule zu gedenken, die obligatorisch ist, und die die Jugend nach der Konfirmation besucht. Die Mädchen erhalten Unterricht im Kochen, Schneidern, Ausbessern, Zeichnen, in der häuslichen Buchführung usw. Die Fortbildungsschule für Knaben zerfällt in drei Gruppen: eine für Glasbläser, eine für Handwerker, eine dritte für sogenannte „ungelernte“ Berufe. Alle drei Gruppen genießen Unterricht in Volkswirtschaftslehre, Bürger- und Gesetzeskunde, Berufskunde, Deutsch (Geschäftsbriefe usw.), Rechnen (Kalkulation usw.), Buchführung. Außerdem Gruppe 1: Zeichnen, Modellieren, technischen Unterricht in der Fachschule; Gruppe 2: Fachzeichnen; Gruppe 3: Kulturgeschichte und neueste Geschichte. Alles den jeweiligen Verhältnissen der Schüler angepaßt.

Lauschas Schwerpunkt liegt in der Glasindustrie. Aber man darf, wenn man von Lauscha berichtet, auch eines andern Kunst- und Erwerbzweiges nicht vergessen, der Porzellanmalerei. In Lauscha angefertigte Bilder auf Porzellangrund gehen

als Exportartikel über die Meere. Bei Julius Greiners Sohn sah ich entzückende Platten nach alten und neuen Meistern, Raffael, Tizian, Tischbein, Grütner u. a., in sehr schönen Kopien, daneben auch, mit Rücksicht auf die Marktnachfrage, die sogenannten „schönen“ Frauenköpfe. Den Tropfen Bier zu den Feierstunden braut sich Lauscha in drei Brauereien selbst. Und dann glänzt es durch etwas, das es nicht hat — den Aberglauben. Der Lauschaer glaubt nur, was er sieht und greifen kann, recht im Gegensatz zu den allgemeinen Gepflogenheiten des Thüringer Landes, in dessen Burgtrümmern noch die weißen Fräulein umgehen, und von dessen Anwohnern noch besonders bevorzugte, wenn auch sehr im geheimen, die Besuche von Drachen empfangen.

Die Bevölkerung von etwa 5500 Seelen weist eine verhältnismäßig nur geringe Anzahl von Eigennamen auf, unter denen die Namen der Gründer Greiner und Müller am meisten vertreten sind.

Das hat natürlich ein Festhalten von allerlei Necknamen zur Folge gehabt. Man hört sie nicht nur kurzweg statt der Vatersnamen gebrauchen, sondern sie werden auch in den amtlichen Registern geführt, stehen auf den Firmenschildern, und die Post würde nicht wissen, wie sie ihrer entraten sollte. Greiner Betters Sohn, Greiner Schlotfeger, Greiner Häncke, Greiner Adam, Greiner Stürmer, Greiner Mat. Müller Schmoß, Müller Kuller, Müller Patle, Müller Kautz, Müller Uri. Böhmi Bertsch, Böhmi Schnal usw.

Wenn man bei dem sanften Rauschen und Schnurren der Gasflammen durch Lauscha geht, sich an den Schieferhäusern erfreut, den herausgesteckten Köpfen, den in den Fenstern liegenden Packen prächtiger Betten, den außen angehängten kleinen Vogelbauern, wird einem auch bald die Frau mit dem Lieferungskorb auffallen, die die fertige Ware zum Kaufmann trägt. Auf dünnen Holzplatten, die den Korb weit über sein Maß verbreitern, stehen in vielen Etagen hoch aufgetürmt die kleinen weißen Papplartons mit der zerbrechlichen Glasware. Tragisch kann sich diese Ablieferung bei schwerem Wind gestalten. Als ich, von Taubenbach kommend, mit Geschirr gen Lauscha fuhr, stand so eine Lieferungsfrau auf der Igelschieber Straße an die Barriere geklammert und heischte Hilfe gegen den Wind, der sie umzuwerfen drohte. Die Fracht war durch ein Tuch auf dem Korb festgebunden. Der Rosselenker stieg ab und stützte Frau und Korb um die Windecke herum.

Die schönste Zeit für einen Besuch in Lauscha ist das Frühjahr, das hier auf den Monat Juni fällt. Aber auch der Herbst ist, wenn man ein wenig vom Glück begünstigt ist, von eigener hoher Schönheit. Im sonnenwarmen Wetter hebt eine Wanderschaft der Männer und Burschen mit ihren kurzen Sensen nach den Bergwiesen an. In sehr gebückter Haltung arbeiten diese „Mähder“. Herb steigt der Grasduft auf. Und die Frauen und Mädchen haben die hellen Kopftücher locker unter dem Kinn verknotet und arbeiten mit ihren Rechen. Hüben und drüben, rechts und links, an allen Berglehnen sieht man die Heumacher. Der Jodler steigt auf. Nicht der Fußschrei, wie ihn zum Beispiel das Saaltal kennt, sondern der fein modulirte Jodler, der wie eine Kette bunter Glaskugeln, in denen sich die Sonne spiegelt, herüber fliegt. Nachher kommen die Frauen mit ihren gewaltigen Heubürden, die sie im Tuch auf dem Rücken heim schaffen, und auf den abgeernteten Wiesen sieht man nun Lauschas Gemsen, die Ziegen! Lauschas größere Kinder tragen die Kleinern, auf dem Rücken festgebunden, im Tuch.

Von stillem, feinem, starkem Reiz ist die Natur hier oben. Ein Zauber geht von diesen vielen, vielen Bergköpfen aus. Man nimmt einen Tropfen Sehnsucht mit heim, man läßt ein Stück Herz zurück dafür. Nie ist mir in diesen engen Tälern ein Gefühl der Beklemmung und des Gedrücktheits gekommen, immer aber

habe ich in der köstlichen Höhenluft das Gefühl des Geborgenseins gehabt, des den-Wolken-näher-gebracht-seins.

Wenn man ein träger Spaziergänger ist, hier erwächst einem die Kraft zu einem fleißigen, hat man schwerfällige Fußgelenke, hier werden sie zu elastischen.

Die Bergköpfe locken, und die Täler locken, die Wälder und die Wiesen laden ein, sie zu betreten, der dunkle Reiz der Griffelbrüche, das pittoreske Profil des rötlichgelben Sandsteinbruchs ziehen hin zur Betrachtung. Und dann möchten die kleinen schwarzen Dörfer in der Nähe des Rennsteigs aufgesucht sein, die locker hingestreuten Siedlungen und die wunderbaren tiefen Gründe.

Da stehen Fichten am blanken Bach, stark und breit in unerhörter Pracht des Wuchses. Ernst, dräuend, voll gehaltenen Schweigens stehen sie auf ihren Plätzen. Was mögen diese stummen Baumriesen, diese stillen Steine und Gerölle, diese halb verborgnen Wege und Pfade schon alles gesehen haben!



Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Vierter Teil

Erstes Kapitel

(das auch von einer Hochzeit handelt, bei der aber Ratt die eigentliche Hochzeitsrede hält)



rudstrup war in Festespracht gekleidet, als der Tag, an dem Komtesse Roses Hochzeit stattfand, gekommen war. Man stand erst im Oktober, und die Herbststürme hatten noch nicht den Wald und den Park verwüftet. Goldrot war der Rahmen, der sich um die weißen Mauern von Trudstrup schloß, und goldrot der Schein, der durch die Fenster der Schloßkapelle über Rose glitt, die, ihre Hand in der Jörgen Steensfelds haltend, auf einem mit Silber eingefassten Schemel kniete, um zu geloben, daß sie ihm als seine rechte Gattin durch das Leben folgen werde.

Zahlreich waren die Worte, die über den breiten Tisch klangen; Verwandte und Freunde wetteiferten, das junge Paar zu begrüßen, und der Prediger mit dem Champagnerglas in der Hand redete die schönsten Worte von der Billie auf dem Felde und dem Rittermann mit dem Federhut, Worte, die so schön waren, daß alle vermeinten, sie zum erstenmal zu hören, während sie schon häufig erklungen waren.

Rose war als Braut scheu und bleich, doch stolz und strahlend, als sie in dem alten Rittersaale saß, wo die ehrwürdigen Ahnen auf sie herabstarrten, und das Gold und Silber des ganzen Geschlechts auf dem breiten, gewebten Tuch aufgetürmt stand. Die Worte summteten ihr vor den Ohren, sie sah nur ihn, der lächelnd und glücklich an ihrer Seite saß und bereit war, sie in die weite Welt hinauszuführen.

Die Verlobungszeit hatte ein halbes Jahr gedauert, und Rose war oftmals, besonders in der letzten Zeit, mit Jörgen zusammen gewesen. Und Tag für Tag hatte er mehr an Herrschaft über sie gewonnen, sicher und ruhig, wie er war. Ihr Vertrauen aber schenkte sie ihm doch noch nicht; das wollte sie erst tun, wenn sie und Jörgen ganz allein miteinander wären. Ihre Gnaden war unermüdblich gewesen, gute Ratschläge und praktische Winke zu erteilen, und Rose hatte ihr willig und lächelnd zugehört; sie war ja immer etwas einsam für sich gewesen, nun wollte sie sich auch selbst den Weg durch das Leben bahnen. Nur Jörgen sollte ihr dabei helfen.

Grenzboten I 1908

75